



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bernays, Michael: Friedrich Schlegel und die Xenien : an R. Haym.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An H. Haym

von

Michael Bernays.

Lassen Sie Sich's gefallen, Hochverehrter Mann, daß ich Ihnen öffentlich den Dank ausspreche für die Belehrung, die Sie mir so freundlich dargeboten haben. Ich rede hier nicht von der Belehrung, die allen, welche das geschichtliche Studium unserer Literatur als eine ernste Angelegenheit betreiben, durch Ihre Arbeiten so vielfach und reichlich zu Theil geworden; für diese im Stillen zu danken, habe ich schon oft willkommenen Anlaß gefunden, und auch in Zukunft wird dieser Anlaß häufig genug wiederkehren; — jetzt möchte ich mich nur für die Belehrung erkenntlich bezeigen, die Sie mir allein, durch Ihren Brief vom 30. Juli, gewährten.

Sie haben meiner schwankenden Vermuthung festen Halt gegeben und sie bis zur Gewißheit bestätigt; Sie haben das Sachverhältniß so klar und überzeugend dargelegt, daß mir jedes Bedenken geschwunden ist. Wir wissen nun, was es für eine Bewandniß hat mit der „Schlegel'schen Kritik von Schloßern“, deren Schiller im Briefe an Goethe vom 16. Mai 1797 mit so unverholnem Mergel und Widerwillen gedenkt. Jene Kritik, gerichtet gegen J. G. Schloßer's „Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte“, haben wir in dem von Reichardt herausgegebenen Journale „Deutschland“ zu suchen; dort steht sie im zehnten Stück S. 49—66 unter dem Titel „der deutsche Orpheus“^{*)}. Sie wird also fortan

^{*)} Das Erscheinen der letzten Monatsstücke dieser Zeitschrift, die nur den einen Jahrgang 1796 erlebte, hatte sich um ein bedeutendes verspätet. Daher mag es sich erklären, daß erst am 16. Mai 97 eines Aufsatzes Erwähnung geschieht, der bereits im Octoberheft 96 veröffentlicht worden. Allerdings erwähnt Goethe schon im Briefe vom 28. April des Aufsatzes „Ueber die homerische Poesie“, den erst das Novemberheft gebracht hatte. Aber diese Abhandlung mußte sogleich von selbst Goethe's Beachtung auf sich ziehen, da sie in die damals so lebhaft betriebenen epischen Studien so unmittelbar eingriff; (vgl. Goethe's Briefe an F. A. Wolf S. 29) die philosophischen Händel lagen ihm gerade damals ferner, und ein Aufsatz, der diese betraf, konnte wohl eine Zeitlang von ihm ungelesen bleiben. Aus Schiller's Frage am 16. Mai ist übrigens zu entnehmen, daß von der Schlegel'schen Kritik schon früher unter den Freunden die Rede gewesen, wahrscheinlich während Goethe's Aufenthalt in Jena vom 22. Februar bis zum 31. März.

unter Friedrich Schlegel's Jugendarbeiten zu rechnen sein, gleich so manchen andern Aufsätzen, die noch nicht als sein Eigenthum erkannt oder gänzlich wieder vergessen worden sind.

Es darf uns eben nicht Wunder nehmen, daß man jene Aeußerung Schiller's bisher unbeachtet gelassen, oder daß man nicht gewußt, auf welches Schlegel'sche Delictum sie zielte. Ueber die früheren Arbeiten des jüngeren Schlegel ist nur eine unsichere Kunde verbreitet; und die Zeitschrift *Deutschland* ist offenbar nur wenigen Literatoren zu Gesichte gekommen*). Nicht leicht wird jemand außer Ihnen genau darzulegen wissen, welchen umfassenden Antheil Schlegel an dieser Zeitschrift genommen. Allgemeiner bekannt sind aus der reichen Zahl seiner Beiträge nur die Aufsätze über Goethe und über das homerische Epos, so wie die Recension des Jacobischen *Woldemar*, das glänzende Meisterstück seiner kritischen Denk- und Schreibweise, das mit der tiefgehenden Betrachtung, die Wilhelm von Humboldt demselben Roman widmete, einen so bezeichnenden Gegensatz bildet. Jene Aufsätze waren Bruchstücke aus den umfangreichen Werken über „die Griechen und Römer“ (1797, S. 76—80) und über die Geschichte der alten Poesie (1798); die Recension aber fand im ersten Bande der „Charakteristiken und Kritiken“ von neuem einen geziemenden Platz.

In dem Aufsätze nun, auf den Schiller so unfreundlich hinblickt, läßt Schlegel eine harte Züchtigung über Schlosser ergehen; und daß diese wohlverdient war, konnte von keinem Anhänger der kritischen Philosophie geleugnet werden. Zufolge der ihm innewohnenden, durch sein ganzes Leben beihätigten Denkart durfte Schlosser bei dem siegreichen Fortschreiten der von Kant ausgehenden philosophischen Bewegung nicht gleichgiltig bleiben. Er fühlte sich verpflichtet zum Streit gegen die immer verderblicher anwachsende Macht des Criticismus, die alle Gebiete des geistigen Lebens zu überziehen drohte, um, wie er wähnte, alle gleichmäßig zu veröden. So trat er, gereizt und erbittert, auf den Kampfplatz hervor, und ließ den lange gehegten, mühsam zurückgehaltenen Haß gegen die kritische Philosophie und deren Urheber zu ungehemmtem Ausbruche kommen.

*) Selbst A. W. Schlegel hatte in späteren Jahren kein Exemplar derselben zur Hand, (*Werke* 8, 288) und zweifelte, daß noch eins aufzutreiben sei (an Tieck 15. Januar 1830). Jetzt findet sich das seltene Werk, durch Böcking's Fürsorge, unter dem reichen Büchervorrathe, der zusammen mit dem handschriftlichen Nachlasse A. W. Schlegel's ein unentbehrliches Hilfsmittel für das Studium unserer romantischen Literaturperiode bildet. — Ich wiederhole hier den schon an einem andern Orte ausgesprochenen Wunsch, daß dieser kostbare Nachlaß recht bald das Eigenthum einer deutschen Universitätsbibliothek werden möge. Von den noch vorhandenen zahlreichen Briefen hat Anton Klette ein mit musterhafter Sorgfalt aufgestelltes, höchst instructives Verzeichniß geliefert. — August Wilhelm schreibt an Tieck: „Ich habe (von Friedrich) auch eine Unzahl von Briefen, noch habe ich die Pakete nicht geöffnet. Es ließen sich daraus vielleicht sehr interessante Auszüge machen.“

Schlosser war kein gefährlicher Gegner. Er wäre, bei dem damaligen Stande der Dinge, auch dann nicht gefährlich gewesen, wenn die Schärfe seiner Waffen der Heftigkeit seines Ingrimms entsprochen hätte. Nichtsdestoweniger mußte auch der mit unschädlichen Waffen geführte Angriff zurückgewiesen werden. Alle, die sich zur kritischen Philosophie bekannten, vor Allen aber diejenigen, die zu einer selbständigen Fort- und Umbildung derselben berufen waren, mußten sich zur Abwehr aufgefordert fühlen. Ja, der alte Meister selbst trat auf den Plan*) und führte siegreich seine Sache mit heiterer Ruhe und lächelndem Behagen; und als der Ueberwundene, schutzlos Dastehende sich nochmals in einem zweiten unglücklichen „Schreiben“ zu regen wagte, ließ Schelling in einer grausamen Recension**) die letzten vernichtenden Schläge auf ihn niederfallen.

Schlegel konnte also auf vielseitige Beistimmung rechnen, indem er über Schlosser und dessen leidenschaftliches Bemühen das Verdammungsurtheil sprach. Schiller muß denn auch gestehen, daß diese Kritik „in ihrem Grundbegriffe nicht unwahr sei“; und dies Zugeständniß konnte er nicht wohl zurückhalten, wenn er seine eigenen Aeußerungen über Schlosser vor sich selbst rechtfertigen wollte. Denn wie unbarmherzig fährt auch er über den schwächlichen Verfechter eines längst abgethanen Dogmatismus her! Da Goethe den alten Freund und Schwager in Schutz nehmen möchte gegen den furchtbaren Vorwurf der Unredlichkeit und der Lüge, den Kant mit ziemlicher Deutlichkeit gegen ihn ausgesprochen, da will Schiller keine entschuldigende Erklärung gelten lassen und hält die bittere Anklage aufrecht. Und als der so schwer Getroffene sich dann noch einmal seinen Gegnern stellte, ließ Schiller über ihn, dem er eigentliches Interesse für Wahrheit entschieden absprach, schonungslos ein verschärftes Urtheil ergehen***). Man sieht also nicht recht ein, was gerade ihn, den selbst so unerbittlichen Richter, bewog, Schlegel's Invective zu mißbilligen.

Indeß könnte man erwidern: Schiller äußerte seine Gesinnungen nur gegen den vertrauten Freund, Schlegel sprach öffentlich. — Redete aber nicht

*) Mit der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie.“ (Vermischte Schriften 1799, Bd. 3, S. 341 fg.). Goethe nennt diese Schrift Kant's „ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Composition und Stil Kantischer als Kantisch“ an Schiller Nr. 364. — Vgl. Schiller's Antwort 22. September 97.

**) Allg. Literatur-Zeitung 1798. Nr. 299, 5. October.

***) Der ganze Brief an Goethe vom 9. Februar 98 ist ein erbarmungsloser Rechtspruch über Schlosser. Den Grund seiner gesteigerten Indignation gibt Schiller sehr schön in den bezeichnenden Worten an: „Sie (Goethe) der den Menschen besser kennt, erklären sich viel leicht richtiger und natürlicher durch eine unwillkürliche Beschränkung, was ich, der die Menschen gerne verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann.“

auch Kant vor aller Welt? Und vergleicht man die Verfahrensart dieser beiden, so läßt sich schwer ausmachen, wer von ihnen den Gegner tiefer verwundet, härter verletzt habe. Aus den grellen Tönen der Schlegel'schen Rede klingt der Hohn am stärksten vor; in Kant's Worten herrscht eine unverhüllte, ungemischte und ungemilderte Verachtung.

Aber in dem, was Kant sagte, vernahm Schiller „Wahrheiten“; was Schlegel vorbrachte, waren ihm „Impertinenzen“. Und in der That, Schlegel zeigt hier schon die unerquicklichen Eigenheiten seines Stils, die er dann später in seinen kritischen Arbeiten geflissentlich ausbildete, von denen aber in seinen literar-historischen Schriften nur hie und da wahrnehmbare Spuren sich finden. Er zeigt hier schon jene Manier, von der Schiller sich so angewidert fühlte, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier“*). Freilich erscheint auch, mit jenen Eigenheiten innig verbunden, ein vielseitig beweglicher, oft scharf in den Mittelpunkt treffender Witz; aber daß man sich seiner unbefangen erfreue, daran hindert eben diese ärgerliche Manier, die auch unverkennbar darauf berechnet ist, Aergerniß zu geben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Art des Vortrages verletzt; sie wird selbst demjenigen anstößig, der sich den vorgetragenen Meinungen zuneigen möchte. —

Als Schiller am 16. Mai 1797 jene mißmuthige Aeußerung that**), hatte sich schon längst der persönliche Widerwille gegen Schlegel in ihm festgesetzt; er war wohl schon entschlossen, den persönlichen Verkehr mit den Brüdern aufzuheben, die man sich damals noch als ein in jedem Sinne eng verbundenes Paar dachte. Ein inneres Verhältniß mit ihnen hatte nie bestanden; aber auch das äußere sollte nicht mehr fortbestehen. Jene an Goethe gerichteten Worte sind nur die Vorläufer des Scheidebriefes, den zwei Wochen hernach Wilhelm zu seiner großen Bestürzung unerwartet empfing.

Schiller wies die Brüder aus seiner Nähe und zeigte dabei jene energische Festigkeit, die ihm, wo es einen durchgreifenden Entschluß galt, nie fehlte. Wilhelm mußte die Strafe, die nur dem Bruder gebührte, unverschuldet mittragen. Denn nur durch Friedrich's Verhalten konnte Schiller die anscheinend so harte Maßregel begründen.

Aber nothwendig war diese Maßregel schon seit langem geworden. Denn schon beim Beginn seines Jenaischen Aufenthaltes war Friedrich gegenüber dem Dichter, den er damals noch verehren wollte, in eine bedenkliche Stel-

*) an Goethe 23. Juli 1798.

**) Er wirft dem jüngeren Schlegel nicht nur böse Absicht und parteiische Gesinnung vor; er beschuldigt ihn auch der Unverschämtheit, und spottet über die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, mit welcher dieser Kritiker, der sich soviel dünkte, den Roman der Caroline von Wolzogen, Agnes von Lilien, für ein Werk Goethe's habe halten können. Den Grundton dieser überscharfen Aeußerungen geben die Worte: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel.“ —

lung gerathen; dem Verhältnisse war von Anfang an der Boden entzogen, auf dem es sich erfreulich hätte entwickeln können.

Als Friedrich in den ersten Tagen des August 1796 in Jena anlangte, mußte er schon mit einem deutlichen Schuldbewußtsein vor Schiller hintreten. Das Journal „Deutschland“, das für Schlegel's Beziehungen zu Schiller so verhängnißvoll werden sollte, hatte in seinem sechsten Stücke einen Aufsatz gebracht*), in welchem Friedrich den Schiller'schen *Musen-Almanach* für 1796, der schon in einem früheren Hefte der Zeitschrift beurtheilt worden, einer neuen schärferen Prüfung unterzog und seine kritischen Betrachtungen mit Vorliebe den eben so zahlreichen wie gewichtigen Beiträgen des Herausgebers zuwandte. Der Dichter, der eben den schwierigen Uebergang aus dem Gebiete der Metaphysik ins Reich der Poesie mit so wunderbarem Glück vollbracht hatte, konnte von den Betrachtungen, die ihm der anmaßlich auftretende Kritiker widmete, nicht eben freundlich angesprochen werden. Er fand hier zwar starke Ausdrücke des Lobes und der Bewunderung, die aber seltsam genug mit spöttelndem Tadel gemischt, und durch diese Mischung etwas verdächtig erschienen; und wenn er auch die Richtigkeit mancher Bemerkung zugeben, wenn er anerkennen mochte, daß hier und da das Eigenthümliche seiner Dichternatur nicht unschicklich bezeichnet worden, so mußten ihm doch manche Stellen dieser Kritik den Glauben beibringen, daß der Kritiker es gegen ihn auf eine persönliche Verletzung abgesehen habe**). Unmöglich konnte diese kritische That Friedrich's zu einer glücklichen Einleitung des persönlichen Verkehrs dienen.

Körner, der warme Theilnahme für Friedrich hegte und dessen Anlagen, nach ihrer Tiefe wie nach ihrem Reichthum, nicht unrichtig schätzte, — Körner hatte denn auch dem ühlen Eindrucke jener ungebührlichen Aeußerungen vorzubeugen gesucht***). Er hatte dem Freunde die Versicherung ertheilt, daß dieser kaum einen entschiedeneren Verehrer habe, als eben den jungen Kriti-

*) „An den Herausgeber Deutschlands, Schiller's *Musen-Almanach* betreffend. (S. 348—607), unterzeichnet: Friedrich Schlegel.

**) So ward z. B. über die vierte und fünfte Strophe der „*Ideale*“ (nach der späteren Bearbeitung die dritte und vierte) folgender Tadel ausgesprochen: (S. 355). „Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Verzweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert, und mit verschlossenen Augen in den Taumel eines erzwungenen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart sein, wo vernachlässigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückt. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht.“ — Vgl. dagegen W. v. Humboldt's Urtheil im Briefe an Schiller S. 175.

***) Dieser Versuch ward gemacht in dem Briefe an Schiller vom 22. Juli 1796. Dort heißt es: „Schlegel ist gestern abgereist, und wird bald in Jena sein. Er bringt einen Aufsatz über Cäsar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat.“ — Aber noch am 28. Juli schreibt Schlegel an Schiller von Dresden aus, und sendet den für die *Foren* bestimmten Aufsatz.

tiker, der nur, um seinen Beruf zu dem übernommenen Amte darzuthun, sich gelegentlich eine strengere Miene gebe. Körner's Vermittelung war wohlgemeint, aber sie sollte nichts fruchten.

Allerdings schienen die ersten persönlichen Berührungen ganz erfreuliche Verhältnisse für die Zukunft zu verheißen*). Umsomehr jedoch mußte sich Schlegel überrascht und unangenehm getroffen fühlen, als etwa zehn Wochen später die Xenien hervorbrachen. Man hatte ihn mit diesen unwillkommenen Gastgeschenken nur allzu verschwenderisch bedacht. Mit Nicolai und Reichardt theilte er die mißliche Ehre, unter den Beschenkten in erster Reihe zu stehen.

Die gegen Friedrich gerichteten Xenien treten zu zwei größeren, leicht unterscheidbaren Gruppen zusammen. Zu den Distichen der ersten Gruppe hat nun eben jene verwegene Recension des „Musen-Almanachs“ Anlaß und Stoff geliefert; sie beziehen sich auf einzelne Aeußerungen des Kritikers, die mit komischer Uebertreibung wiedergegeben werden. Diese Beziehung hat zuerst Eduard Boas ausgespürt**); aber es gelang ihm nicht, für alle zu diesem Kreise gehörenden Epigramme die richtige Deutung zu finden. Auch die anderen Erklärer, die neben und nach ihm sich mit der Erläuterung der Xenien befaßten, haben die richtige Spur verfehlt. Es mag daher nicht unpriesslich sein, die Reihe dieser Distichen noch einmal im Zusammenhange zu überblicken. —

Mit vernichtendem Schlage sollten die Xenien alles treffen, was in der Literatur und in den Kreisen des geistigen Lebens innerlich abgestorben, veraltet oder dem Veralten nahe war, und dennoch ein Recht des Daseins und der Fortdauer, ja der Herrschaft sich anmaßte. Die Kritik, mit den blitzenden und scharfen Waffen der Poesie versehen, sollte sich hier offenbaren als die Kunst, „die Scheinlebendigen in der Literatur zu tödten“***). Gestört und aufgeschreckt aus ihrer behaglichen Selbstzufriedenheit wurden alle die treuen Anhänger des Herkömmlichen, die so bequem auf ihren breiten Pfaden einherwandelten und diese Pfade als die einzig rechten anerkannt wissen wollten; aus dem Felde geschlagen wurden die tapferen Führer der Mittelmäßigkeit, die auf ein verjährtes Ansehen pochten und denen die Natur einen instinctiven Widerwillen gegen alles genialisch Große zum unveräußerlichen Erbtheil angewiesen. Die Xenien-dichter wandten sich gegen Alle, die, mit kurzfristigem Eifer, die wunderbaren Erscheinungen der Zeit verkennend, dem macht-

*) Schiller an Goethe 8. August: „Schlegel's Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel.“

**) Vgl. Schiller und Goethe im Xenienkampf I, 164. — Da nur wenigen Lesern der Musen-Almanach für 1797 zur Hand sein möchte, so bediene ich mich im Folgenden, bei Anführung der einzelnen Xenien, der von Boas gebrauchten Zahlen.

***) So definiert Friedrich Schlegel das Wesen der Kritik. Charakterist. u. Kritik. I, 241.

voll fortschreitenden Geiste sich entgegenstimmten und ein aus irreleitenden Halbwahrheiten kümmerlich zusammengetragenes Kunstevangelium hartnäckig predigten. Die Kenien verkündeten unter Sturm und Wetter, daß unaufhaltsam der heitere Tag anbreche, mit dem die anerkannte Herrschaft der neuen Poesie beginne.

Indem nun so unter den Händen der Meister dieser neuen Poesie ein satirisches Gemälde der damaligen Literatur wie von selbst entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß kein irgendwie bemerkenswerther oder hervorstechender Zug hier fehle. Und welchen überschwänglichen Reichthum verschiedenartiger, ja widersprechender Erscheinungen brachte jene Zeit ans Licht! Die geistige Zeugungskraft der Nation schien sich wunderbar vervielfältigt zu haben. Was sonst durch ansehnliche Zwischenräume von einander getrennt und auf verschiedene Epochen vertheilt ist, das stand dort in gedrängter Fülle nebeneinander. Was sonst im langsamen Fortgange der Entwicklung nur allmählig zur vollen Eigenthümlichkeit seines Wesens heranwächst, das trat dort mit überraschender Schnelligkeit sogleich in bestimmt ausgebildeter Gestalt hervor, zeigte seine wahre Natur, und wirkte nach den Gesetzen derselben. So mußte denn dort auch Altes und Neues in seltsamer Nähe sich begegnen. Wenn die überwundenen Vertreter abgebrauchter Grundsätze und einseitig beschränkter Meinungen ihren schon verlorenen Platz zu räumen noch zögerten, so regten sich neben ihnen schon die jugendlichen, etwas vorlauten Verkünder einer neuen, nach vielseitiger Ausbildung strebenden Lehre, die durch den Schein des Tieffinns anlocken, durch den Reiz kühner Seltsamkeit bestechen und ihren Jüngern eine freie, weite, ja unbegränzte Aussicht über die nahe an einander liegenden Gebiete der Kunst und Wissenschaft eröffnen sollte. Wenn jene Liebhaber des Alten ihr schwaches Auge unverwandt auf eine abgelebte Vergangenheit gerichtet hielten, so sahen diese Propheten des Neuesten mit ungeduldig vorwärts drängendem Blicke schon über das gegenwärtige Zeitalter hinaus, dessen Wesen sie noch nicht ergründet, dessen Gehalt sie sich noch nicht angeeignet hatten. Auch diese Jungen und Jüngsten mußten in den Kenien ihr Abbild wiederfinden. Neben der Ueberreife mußte sich die Frühreife zeigen, neben der ängstlichen, mattherzigen Schlawheit die kecke, nicht immer begründete Zuversicht, neben dem Trivialen das „entseßlich Geistreiche.“ Und als einen Häuptling dieser „Neuesten“, der für die ganze noch nicht eben zahlreiche Schaar gelten konnte,*) wählte Schiller mit sicherem Griff den jungen Friedrich Schlegel; er ließ diesen in seiner Eigenschaft als Kritiker hervortreten und gab folgende

*) Doch diesmal ist er von den Neuesten;
Er wird sich gränzenlos erdreußen.

Goethe im zweiten Theil des Faust.

Neuſte Kritikproben (302)

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach eignen Begriffen zu heißen;
Nehm' ich das Einzige aus, daß Du verrückt phantaſirſt.

Dies Diſtichon bezieht ſich auf eine ungeſchickt verleſende Aeußerung in jenem Auffaße über den Muſen-Almanach, der zufolge Schillers Poefie zwar an philoſophiſchem Gehalte hochgeſchätzte wiſſenſchaftliche Werke übertreffe, und er ſelbſt als Dichter, Redner, Denker und als kraft- und würdevoller Menſch Bewunderung verdiene, aber trotzdem die einmal zerrüttete Geſundheit ſeiner Einbildungskraft nicht wieder herſtellen könne.

Dieſer verheißungsvollen Probe allerneueſter Kritik ſchließt ſich eine zweite an:

Lieblih und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du biſt froſtig von Herzen und matt.

Hier lenken nun die Erklärer unſern Blick von Friedrich Schlegel ab, und belehren uns, dieſes Epigramm ſolle einen namenloſen Kritiker treffen, einen Mitarbeiter an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, der dem Goetheſchen Gedichte „Der Beſuch“*) Kälte und Mattigkeit vorgeworfen habe. Wir prüfen genauer die kritiſchen Sätze, die den Unwillen der Dichter erregt haben ſollen; wir finden aber nicht den geringſten Anlaß zu einem ſtrafenden oder ſpottenden Epigramm. Der Kritiker rühmt an jenem Gedichte das feine zarte Gefühl, den glücklichen Ausdruck, und ſchließt ſeinen Lobſpruch auf das „liebliche Gemälde“ mit den Worten, in denen Winkelmann die Grazien im Palaſt Ruſpoli ſchildert: „Ihre Miene deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernſt, aber ſie iſt der Ausdruck einer ſtilen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unſchuld eigen zu ſein pflegt.“ — Wo findet ſich nun hier ein Tadel des Dichters? Wo wird hier der Vorwurf froſtiger Schwäche erhoben oder auch nur von ferne angedeutet? Und dieſe harmloſe, wohlgeſetzte und wohlgemeinte Aeußerung ſoll den Dichter zu jenem Epigramm angetrieben haben? Undenkbar! Der löbliche Mitarbeiter an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften bleibt unverſehrt von dieſem Wißesſpieß.

Aber gegen wen ward dieſer denn gerichtet? Vielleicht erhalten wir Aufſchluß durch das folgende Diſtichon, deſſen Verbindung mit dem vorigen ſchon durch den Titel erhellt:

Eine dritte. (N. 304)

Du nur biſt mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu ſeyn.

*) „Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen“, im Muſ.-Alm. für 1796 S. 13.

Also wiederum ein kritischer Spruch, der nur verstärkt und mit derberer Betonung vorgetragen wird, damit er sich recht deutlich in seiner Abgeschmacktheit darstelle. Und wer hat diesen Spruch gethan?

Die Erklärer verweisen uns hier auf die Beurtheilung, die der Schiller'sche Musenalmanach, zugleich mit denen, welche Voß und der Werneuchener Pastor Schmidt herausgegeben, im dritten Stücke des Journals „Deutschland“ erfahren hatte. Es ist allerdings nicht recht glaublich, daß Schiller den Verfasser dieser Recension, die sich weder durch einsichtige, noch absonderlich thörichte Bemerkungen unter den Kritiken gewöhnlichen Schlages hervorthut, der satirischen Geißel gewürdigt haben soll. Indeß, da der Dichter einmal, und zwar mit gutem Grunde, der Reichardt'schen Zeitschrift gram war, so mag er immerhin einen, an sich unverfänglichen, Satz herausgegriffen und ihn absichtlich in ungünstigem Sinne gedeutet haben, um diese Deutung dann, epigrammatisch zugespitzt, in einem Kenion auszusprechen. Suchen wir also nach einem derartigen Sage!

In jener Recension werden Goethe's venetianische Epigramme, die als ein für sich bestehendes Ganzes am Schlusse des Musen-Almanachs für 1796 erschienen, den derben, aus heimischem Boden entsprossenen Erzeugnissen des märkischen Pastors vergleichend gegenübergestellt; und nach Angabe der Erklärer soll der Kritiker zu Gunsten dieses letzteren die Entscheidung fällen. Dieser in seiner blöden Beschränktheit verwegene Recensent werde demnach durch jenes Epigramm verhöhnt, weil das ländliche Fabricat des behaglich in der Platitude schwelgenden Sängers ihm mehr zusage, als die zu genialischer Freiheit geborene Poesie Goethe's, die, wie vom Hauhe italischer Lüfte emporgehoben, alle vielgestaltigen und vielfarbigen Erscheinungen des Lebens in leichtem Fluge umschwebt und berührt.

Man muß bekennen, daß, auf diese Weise ausgelegt, das Epigramm als ein ziemlich mißrathenes erscheint. Es trifft nicht recht; ihm fehlt die rechte Spitze, die Schiller doch sonst energisch genug hervorzutreiben verstand. Jedoch selbst der meisterlichste Epigrammatist kann nicht immer in gleich glücklicher Stimmung sein; diese leichten Dichtungen sind Geburten des Augenblicks, und auch von der Gunst und Ungunst des Augenblicks abhängig;*) unter so viel Distichen von durchdringender Schärfe darf daher auch wohl ein stumpferes sich einschleichen.

Damit aber die erwähnte Auslegung nur irgendwo Statt finden könnte, müßte der Recensent, auf den das Distichon zielen soll, entweder vernehmlich aussprechen oder durch seine Worte errathen lassen, daß er Schmidt, als den Würdigeren, des Kranzes werth halte, und daß er ihm, dem Sänger vater-

*) „Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen.“ Schiller an Goethe 22. Januar 1796.

ländischer Natur und Sitte, den Rang zuerkenne vor dem zügellosen Dichter der venetianischen Epigramme. Und ferner müßte dieser Recensent merken lassen, daß, auch nach seiner Meinung, die Schmidt'sche Naturbeschreibung zuweilen in das Platte falle. Er müßte etwa sagen: „Freilich ist es zu bedauern, daß dem trefflichen Werneuchener Sänger für seine dichterische Naturbegeisterung nicht immer der edelste Ausdruck zu Gebote steht, daß die kümmerliche Naturumgebung, in die er gebannt ist, auch seinen Blick im Engen und Kleinen gebannt hält, so daß die Darstellung das Niedrige und Triviale gelegentlich nicht vermeiden kann. Aber dafür behauptet er auch um so entschiedener den Vorzug der Natürlichkeit. Und welche durchaus würdige Gegenstände der Dichtung sind diese Bilder ungeschminkter Einfachheit und unverfälschter ländlicher Einfalt! Wer möchte mit dem Dichter zürnen, wenn er bei ihrer Ausführung auch hier und da unvermeidlich an das Allzugewöhnliche oder Platte streift!“ — Solche und ähnliche Bemerkungen müßten in der Recension mit bestimmten Worten oder andeutungsweise vorgetragen werden; Schiller's Epigramm würde dann, freilich nicht die gewohnte treffende Witzschärfe, aber wenigstens einen faßlichen Sinn erhalten.

Von solchen Bemerkungen findet sich jedoch in der Recension nichts, aber auch gar nichts. Der verdienstvolle Boas und alle, die ihm mit mehr oder minder selbständigem Verdienst nachgefolgt sind, haben, von wunderlicher Selbsttäuschung befangen, dasjenige, was sie zu ihrer Deutung des Epigramms bedurften, in die Recension geradezu hineingelesen. Die Parallele zwischen Schmidt und Goethe wird freilich, wie sie an sich abgeschmackt ist, so auch mit lächerlichem Ungeschick durchgeführt; aber nirgends zieht Goethe hier den Kürzeren. Der Recensent, der sich offenbar auf seinen unparteiischen Ueberblick etwas zu gute thut, begnügt sich, umständlich die Materialien heranzuzählen, die jeder der beiden Dichter verarbeitet: — dort in der Lagunenstadt die unübersehblichen Manigfaltigkeiten eines in wechselnder Fülle stets regen Lebens, hier die bescheidenen, unansehnlichen Reize, die sich auf dem sandigen Boden der Mark entfalten.*) Der Beurtheiler meint es mit Goethe gar nicht übel. Nachdem er den Inhalt der venetianischen Epigramme hergerechnet hat, ruft er bewundernd: „Welch eine ungeheure Welt! und das alles eingeschlossen in reine antike Formen!“ — Und so wenig er Goethe in irgend einem Sinne zurücksetzt oder ihm den Preis der Natürlichkeit abspricht,

*) Ich kann auch keinesweges mit Boas glauben, daß Goethe's Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ (uerst im Musen-Almanach für 1797 S. 68) durch diese Recension veranlaßt worden ist. Hier bedurfte es wahrlich nicht der Anregung aus zweiter Hand. Goethe brauchte nur unmittelbar mit flüchtigem Blicke auf die Naturherrlichkeiten zu schauen, welche die märkische Muse aufschloß, und er war zu seinem köstlichen parodischen Scherz hinlänglich angeregt, und auch zugleich mit hinlänglichem Stoff versehen. — Vgl. Tieck in der Vorrede zu seinen „Kritischen Schriften“ S. VIII.

eben so wenig gibt er zu verstehen, daß er die märkischen Grazien in einem idealischeren Schmucke zu erblicken wünsche, oder daß er ihre allzunahen Berührungen mit den Plattheiten des alltäglichen Daseins zwar bedauere, aber, um des höheren und würdigeren Zweckes der Natürlichkeit willen, gern entschuldige. Nichts von alledem! Jeder der beiden Dichter wird in der ihm eigenen Sphäre als musterhaft anerkannt. — Und wo bleibt nun der Inhalt des Schiller'schen Epigramms? Will man dies mit jener vergleichenden Kritik in eine gewaltsame Verbindung bringen, so wird ihm in der That jeglicher Inhalt entzogen.

Aus inneren Gründen ergibt sich also, daß die bisher angenommene Deutung der beiden Xenien (Nr. 303 und 304) verwerflich ist. Und zu diesen inneren Gründen gesellt sich entscheidend ein äußerer, sobald wir auf das folgende Distichon blicken:

(305) Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.

Hier wird, wie Boas dargethan hat, abermals Friedrich Schlegel getroffen; auch das unmittelbar sich anschließende Xenion gilt ihm; und er hatte diese epigrammatischen Gaben reichlich verdient durch seine oberflächlichen, vorwiegend spöttelnden Aeußerungen über Schiller's „Würde der Frauen“ und „Pegasus in der Dienstbarkeit.“*) Diese Aeußerungen sind in derselben Recension enthalten, die auch schon zum Xenion Nr. 302 den Anlaß gegeben. — Und nun überblicken wir die fünf Xenien (von Nr. 302—306), und müssen fragen: Wie? Zuerst wendet sich der Dichter gegen Friedrich Schlegel, dann nimmt er einen schuldblosen Bibliothekar der schönen Wissenschaften aufs Korn, kehrt sich dann gegen einen ebenso unschuldigen Recensenten, der Goethe und Schmidt gleichmäßig bewundert, und lenkt hierauf wieder zurück zu Friedrich Schlegel, dem noch mehrere Gaben zugehört sind! Wie kommt es, daß die satirische Muse des Dichters hier so sprungweise hin und her fährt und das völlig Ungleichartige äußerlich an einander reiht? — Die Xeniondichter lieben es, eine Reihenfolge von Epigrammen zusammen zu ordnen, und sie unter die übrigen einzelnen Distichen als ein künstlerisch geschlossenes Ganzes hinzustellen. Aber nur was einen innerlichen Bezug zu einander hat, wird auf diese Art auch äußerlich verbunden. Und in wie auffälliger Weise wird nun hier dieser innere Zusammenhang unterbrochen? Denn, will der Dichter hier nicht offenbar etwas von dem „Neuesten“ spottend vorzeigen? Jene Recensenten aber, denen die beiden mittleren Xenien (303 u. 304)

*) So hieß das Gedicht im *Musen-Almanach* für 1796 S. 62.

gelten sollen, ihnen gebührt wahrlich weder der Vorwurf, noch der Ruhm, den „Neuen“ anzugehören. Sie gehen gemächlich einher in den längst ausgetretenen Geleisen; sie wagen keinerlei selbstwillige Ausschreitung, unternehmen keine auffälligen Geistesprünge; für sie gelten noch die von den alten ästhetischen Behörden längst approbirten Grundsätze: sie müssen sich demnach in der Nähe Friedrich Schlegel's gar unbehaglich fühlen, und dürfen mit vollem Recht seine Genossenschaft von sich abwehren.

Äußere und innere Gründe leiten also mit gleicher Entschiedenheit zu der Annahme, daß Friedrich Schlegel auch die zweite und dritte Kritikprobe geltefert hat, welche der Dichter in den beiden mittleren Xenien ausstellt. Und warum sollten diese zweite und dritte nicht aus demselben Vorrathe entnommen sein, aus welchem die erste, aus welchem auch die vierte und fünfte (305 u. 306) gewählt worden? Man beschaue sich die zweite Probe noch einmal:

Lieblieh und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt, —

und höre nun, wie Friedrich Schlegel in der oft genannten Recension sich kritisch äußert:

S. 351. „Eben so vollkommen (wie einzelne Epigramme Schiller's) in einer durchaus verschiedenen Art, ist „das innere Olympia“, ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters werth.“ —

In der That ein ächt Schlegel'scher Wahrpruch! Ein Prunkstück neuester Kritik! Diese Gedichte wären des größten Meisters würdig — aber leider! es fehlt ihnen nur eben die Hauptsache, wodurch ein Gedicht zum Gedicht wird; es fehlt ihnen an „sinnlicher Stärke und Lebenswärme“ (frostig von Herzen und matt). Wer zweifelt, daß wir in diesen Worten die Quelle des bisher ungedeuteten Epigramms gefunden haben? — Die ungenannten Poeten aber, die Schiller durch dies Distichon an dem neuen Kritiker rächt, wer sind sie?

Der Musen-Almanach für 1796 bietet uns eine beträchtliche Zahl eigenthümlich anziehender Gedichte, deren Verfasser nicht genannt, sondern, wie es in derartigen Sammlungen so häufig geschah, durch Chiffren bezeichnet sind. Durch ihren übereinstimmenden Charakter weisen uns aber die Gedichte selbst

darauf hin, unter diesen verschiedenen Chiffren nur einen Autor zu suchen; und dieser Eine ist Herder.

Schiller's Beziehungen zu Herder waren damals äußerlich noch ungestört und hatten seit der Gründung der „Mosen“ eine Zeit lang sogar den Schein von Herzlichkeit angenommen. Zu dem Mosen-Almanach für 1796 hatte Herder mit schöner Freigebigkeit aus dem Schatze seiner ethischen Poesie eine sehr reiche und willkommene Beisteuer geboten. Wenn Schiller für diesen seinen ersten Almanach einen glücklichen Erfolg vorausah, und zuversichtlich hoffte, daß er neben seinen älteren Genossen und Mitbewerbern sich stattlich darstellen würde, so rechnete er dabei vorzüglich auch auf das Gewicht, die Bedeutung und den Reichthum der Herder'schen Beiträge*).

Schiller gedachte denn auch, diese Bedeutung durch ein äußeres Zeichen gleichsam zu bekrunden. Er hatte, dankbaren Sinnes, anfänglich die Bestimmung getroffen, daß Herder's Gedicht Parthenope an der Spitze der Sammlung erscheinen sollte. Wilhelm v. Humboldt, der im Sommer 1795 in Berlin den Druck des Almanachs überwachte, wünschte diese Bestimmung geändert zu sehen**), und wir können es ihm nicht verargen, daß er jenen Ehrenplatz für Schiller's Macht des Gesanges bewahrt wissen wollte — ein Gedicht, das ihn besonders nahe berührt und tief ergriffen hatte, und das mit symbolischer Bedeutsamkeit die Periode der wiederbeginnenden Schiller'schen Dichtung einzuleiten schien. Immerhin aber hätte Herder's Parthenope keinen unwürdigen Eingang zu dieser Sammlung gebildet, in welcher sich die ganze Vielseitigkeit der Goethe'schen, die geistige Höheit

*) Schiller an W. v. Humboldt 21. August 95: „Die Epigramme, meine eigenen und Herder's Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber.“ — an Körner 17. August: — „ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfünfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke, und von mir etwa fünfzehn kleine und große Gedichte.“ — Herder's Chiffren sind D (neun Stücke) E (zweölf Stücke) und P. (Parthenope). Ein Seegemälde bei Neapel. S. 124). Auch die nach Sarbievius gearbeitete kleine Ode S. 54 gehört zu Herder's Beiträgen. Ob wir ihm auch das Gedicht „Uneigennütige Freundschaft“ (S. 31) zuzuschreiben haben, das bei Humboldt (an Schiller S. 134) so großes Gefallen erregte? Jedenfalls finden wir hier Herder's zart angedeutende, musikalisch weiche Manier sehr glücklich angewandt. — Uebrigens wußten die damaligen Leser wohl, wen sie hinter diesen Chiffren zu suchen hatten. Im dritten Stück „Deutschlands“ S. 404, in der Gesamtrezension der Mosen-Almanache von Voß, Schiller und Schmidt, heißt es: „Die mit D und E bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unserer Lieblingsdichter verrathen“ u. s. w.

**) An Schiller S. 180: „Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es (nämlich: die Macht des Gesanges) von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mythische Parthenope (die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist), auszutauschen; und Sie müssen mir diesmal meinen Ungehorsam schon nachsehen.“ — Humboldt hatte diesem Gedichte zuerst nur einen getheilten Beifall gegeben (an Schiller 164), bekannte aber hernach (S. 272) daß er gegen dasselbe „nicht gerecht genug gewesen.“ —

und großartig aufstrebende Kraft der Schiller'schen Poesie darstellen sollte. In jenem Gedichte verkündet Herder nach seiner Weise ein Liebesevangelium, das ihm durch die Nymphe Parthenope offenbart wird. Er feiert die be-seelende Liebe, die, in alle Tiefen hinab, in alle Höhen hinauf dringend, aus allem Geschaffenen mit erquickenden und erleuchtenden Strahlen wiederglänzt, die alle Creatur mit unzerreißbarem Bande umschlingt, die auch dem Menschenherzen innewohnt, es sicher leitet und ihm für den verlorenen Frieden der Unschuld Ersatz bietet. Das Gedicht ist ein Nachklang der glückseligen, kaum durch leise Wehmuth getrübtten Stimmung, die ihn während seines neapolitanischen Aufenthaltes, in den ersten Wochen des Jahres 1789, erfüllte. Der Anblick Neapel's und der umgebenden Natur überwältigte ihn mit einem Entzücken, wie es ihn während der übrigen Zeit seiner italienischen Reise nur allzufelten beglückte. Aus dieser liebestrunkenen Stimmung entsprang das Gedicht. Aber dem, was der Mensch so voll und ganz empfunden, vermag der Künstler nicht die volle und ganze Gestalt zu geben: die formenbildende Kraft läßt ihn im Stich. Auch hier, wie fast überall in Herder's Dichtungen, entbehrt die Darstellung der festen Umrisse; sie ist nicht zu voller Klarheit gediehen; ein Halbdunkel drängt sich störend hinein, das der Dichter nicht etwa mit Absicht über seinen Stoff verbreitet, sondern das, gegen seinen Willen, aus seiner unsicheren Behandlung des Gemäldes entsteht. Auch hier mag man in Mitgefühl und Ahnung erfassen, was der Dichter sagt und zeigt; aber man sieht und hört es nicht deutlich genug. Unsere Phantasie wird von ihm zwar in Bewegung gesetzt, jedoch nicht sicher gelenkt und beherrscht. Aber Lebenswärme, wie Friedrich Schlegel's Vorwurf lautet, wird hier wahrlich nicht vermisst. Sie ist vielmehr durch das Ganze reich ergossen und athmet aus dem süßen Wohl laut der, trotz einzelnen Härten, sanft dahinwallenden Verse. Herder hat die ottave rime nie wieder mit gleichem Glück, wie hier, gebraucht. Als er diese Verse bildete, schwebten ihm unbewußt Goethe's Stanzas aus den Geheimnissen im Sinne; der erste Vers:

Ermüdet von des Tages schwerem Brande,
muß uns den Anfang des Goethe'schen Gedichts zurückrufen:

Ermüdet von des Tages langer Reise.

Ueberhaupt mag die „Parthenope“ als ein Herder'sches Gegenstück zur Goethe'schen „Zueignung“ gelten, die der Dichter ja ursprünglich zur Einleitung der „Geheimnisse“ bestimmt hatte, und die während der Zeit seines innigsten Zusammenlebens mit Herder entstanden war*).

*) Wer Herder's Parthenope kennen lernen will, muß sie im Musen-Almanach für 1796 auffuchen. Das Gedicht findet sich freilich auch in der Sammlung von Herder's Poesien

Von entschiedenerem Kunstwerthe, als dieser Natur- und Liebeshymnus, sind die Epigramme, von denen Herder eine beträchtliche Anzahl im Musen-

(Werke zur Literatur und Kunst 4, 17). Dort steht es, wie mit verändertem Titel (Am Meer, bei Neapel, 1789), so auch in vielfach veränderter Form; und überdies ist es um zwei Strophen verkürzt. Die natürliche Voraussetzung wäre nun, daß, nachdem es im Musen-Almanach erschienen war, Herder selbst es für die Sammlung seiner Gedichte noch einmal überarbeitet habe. Doch diese Voraussetzung muß uns schon als unhaltbar erscheinen, sobald wir nur erwägen, daß Herder selbst nie eine umfassendere Sammlung seiner Gedichte veranstaltet hat. Und sollte er sich während seiner letzten so vielbeschäftigten Jahre, ohne äußeren Anlaß, zur Ausfeilung und Umarbeitung eines schon gedruckten Gedichtes bequemt haben? Wohl schwerlich! — Völlig zu Schanden aber wird jene Voraussetzung, sobald wir die beiden Formen des Gedichtes vergleichen. Nicht bloß sind im Musen-Almanach die einzelnen Lesarten die bei weitem vorzüglicheren; das ganze Gedicht erscheint hier reicher, voller ausgearbeitet und innerlich abgerundeter; der Grundgedanke ist hier nachdrücklicher betont und alles Einzelne entschiedener auf ihn bezogen. Es stellt sich bei der Vergleichung als unzweifelhaft heraus, daß wir im Musen-Almanach die völlig ausgebildete Gestalt des Gedichtes, in den Werken den früheren Entwurf vor uns haben. Als man das Gedicht in die Werke aufnahm, gab man es in der Form, in welcher es sich unter Herder's älteren Papieren fand, ohne auf die schon längst im Druck vorhandene spätere Umarbeitung dieser älteren Form Acht zu haben. Man gab das Unvollkommene, und das Vollkommene ward zurückgedrängt. — Diese Behauptung klingt unglaublich, ich gebe es zu; aber ich wage sie dennoch auf die Gefahr hin, daß sie einst aus Herder's Papieren widerlegt werde. Und wieviel Unglaubliches haben nicht unsere Classiker, hat nicht vor allen Herder in den sogenannten Gesamtausgaben der Werke erdulden müssen! — Um jene Behauptung endgiltig zu erhärten, müßte, was hier nicht des Ortes ist, eine ausführliche Vergleichung beider Formen des Gedichtes vorgenommen werden. Aber auch schon durch Zusammenstellung einzelner Lesarten könnte man das Sachverhältniß klar machen. Man überblicke folgende Beispiele:

Herder's Werke (Gedichte 2, 17)

2, 7. Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie hob mich in goldne Träume.

5, 1. Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin,
Und Lehre. Willst du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;
Und will dein Geist, und will dein Herz
genesen,
So folge rein der hohen Führerin. —

8, 1. Und steh, wie dort der ganze Himmel
trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschooß versunken,
Walt dort und zittert noch der Sonne Licht.

Musen-Almanach:

— — — — —
Die Pinie rauschte mich in goldne Träume.

Nur Liebe war die Schöpferin der Wesen,
Und ward der Liebgebornen Lehrerin.
Willst du den Sinn des großen Buches lesen,
Das vor dir liegt; sie ist die Seele drin.
Und will dein Geist, und soll dein Herz ge-
nesen,
So folge treu der hohen Führerin. —

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht.
In Amphitritens heil'gen Schooß gesunken,
Wie walt, wie zittert dort der Sonne Licht!

Jeder Kenner der poetischen Technik wird hier ohne Weiteres die erste Form von der später verbesserten zu unterscheiden wissen. Anzumerken ist noch, daß die beiden in den Werken fehlenden Strophen zu den schönsten des Gedichtes gehören; Herder wird sie wohl nicht muthwillig zum Schaden des Ganzen hinausgeworfen haben. — Möge dies eine Beispiel ahnen lassen, wie viel für die Kritik der Herder'schen Werke zu thun ist. Die Gesamtausgabe dieser Werke ist, wie sie jetzt vorliegt, für die wissenschaftlichen Zwecke des Literaturhistorikers völlig unbrauchbar. Vergebens suchen wir in ihr das vollkommene geschichtliche Bild Herder's mit

Almanach und in den Horen erscheinen ließ*). Durch seine Beschäftigung mit der griechischen Anthologie, welche für die deutsche Literatur so schöne Früchte trug, war ihm diese anscheinend begränzte und doch so dehnbare und so vielseitiger Anwendung fähige Dichtungsform besonders werth geworden, ja, er hatte sie sich vollständig zu eigen gemacht. Sie bot sich ihm von selbst dar, um einen ethischen Gedanken, den Ausdruck einer menschlich-sittlichen Empfindung oder eines begeisternden Naturgefühls in sich aufzunehmen. Nirgends zeigt der Dichter sich in ängstlicher Abhängigkeit von den griechischen Vorbildern. Diese Form scheint sich frei und natürlich mit seinen Gedanken zusammenzufinden, und zu dieser natürlichen Freiheit stimmt auch die Behandlung des Verses: sie ist etwas leicht und lose, aber von einer einschmeichelnden Gefälligkeit, die uns über manche unbehilfliche und unsichere Wendung des nicht immer streng durchgearbeiteten Ausdrucks hinwegsehen läßt. Was Herder in dieser Form gibt, gehört ganz dem sittlichen Leben der neueren Zeit, ganz seiner eigenen reichen Empfindungswelt an; aber doch ist es, als ob eine geistige Grazie, die über diesen köstlichsten Gebilden des Herder'schen Dichtergeistes schwebt, uns an Hellas mahnen, uns nach Hellas weisen müßte**).

allen seinen charakteristischen Zügen. Keiner unserer großen Autoren ist einer kritischen Wiederherstellung so bedürftig, wie Herder; keiner hat durch eine solche Wiederherstellung so viel zu gewinnen, wie Er.

*) Herder'sche Epigramme finden sich in den letzten drei Monatsstücken der Horen von 1795 und im ersten Stück des folgenden Jahrgangs.

**) In einem zierlichen Bilde hat Herder selbst die Art seiner Epigrammendichtung veranschaulicht:

Zwo Gattungen des Epigramms.
 Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
 Die auf Blumen umher fliehet und sauset und sticht.
 Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
 Die aus Dornengebüsch Nektar-Erfrischungen haucht.
 Laß uns beide sie dann in Einem Garten versammeln;
 Hier sind Blumen, o Freund; sende die Bienen dazu.

Horen 1796. 1, 28.

Diese Epigramme müßten, sorgfältig geordnet, den vornehmsten Platz unter Herder's Gedichten einnehmen; aber man hat sie in nachlässig ungeschickter Weise zerstreut und den Augen des Lesers fast entzogen. Einige sind in die Gedichtsammlung aufgenommen; andere aber, und darunter mehrere der schönsten (z. B. das innere Olympia, das Orakel) sucht man an dem ihnen gebührenden Plage vergebens. Nur ein glücklicher Zufall ist es, wenn man sie endlich findet. Und wo sind sie verborgen? Im zehnten Theile der Werke zur Literatur und Kunst. Dort sind sie in einer „Nachlese zur griechischen Anthologie“ untergebracht. Der Herausgeber ertheilt uns die Nachricht, daß die meisten hier zuerst aus Herder's Handschrift erscheinen. Er hat also auch von diesen Gedichten den ersten Druck nicht gekannt; (vergl. Anmerkung auf Seite 415) und um die Verwirrung vollkommen zu machen, werden in dieser „Nachlese“ einzelne Epigramme als ungedruckte mitgetheilt, die auch im zweiten Bande der Gedichte stehen (z. B. der Schmetterling auf einem Grabmal 2, 29 und 10, 127). — In dieser Nachlese finden wir auch das Distichon der Skrupel, das im zwölften Stücke der Horen von 1795 S. 61 mit Schiller's Namen erschien, aber aus dessen

Schiller konnte diesen Dichtungen Herder's schon deshalb nicht recht abgeneigt sein, weil sich an ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinen eigenen Producten dieser Art zeigte*). Herder, wie Schiller, deutet mit Wort und Blick stets auf die inneren Geseze und Mächte des sittlichen Lebens. In Herder's wie in Schiller's Natur finden wir die so seltene und so fruchtbare Vereiniung von Reflexion und Gefühl, von dichterischem Anschauungsvermögen und speculativem Geiste, von umfassender Phantastie und kühner Gedankenkraft. Daß trotzdem zwischen ihnen beiden ein fundamentaler Unterschied bestand, daß jene Eigenschaften bei dem einen nicht in gleich hohem Grade vorhanden und nicht in gleichen Verhältnissen gemischt waren, wie bei dem anderen, das kann bei Dichtungen so geringen Umfangs nicht immer entschieden merkbar hervortreten. Wo Herdern der poetische Wurf am glücklichsten gelungen ist, da möchte es, ohne die Hilfe äußerer Zeugnisse, schwer fallen, seinen Vers von dem Schiller'schen zu unterscheiden. Selbst den nächsten Geistesfreunden Schiller's, selbst einem Wilhelm von Humboldt konnte über die Autorschaft mancher Epigramme ein Zweifel entstehen**). Auf den ersten Blick ist die Aehnlichkeit eine täuschende***); sieht man dann scharf zu,

Gedichtsammlung ausgeschlossen blieb. (In Fulda's Trogalien zur Verdauung der Xenien wird dies Distichon travestirt). — Zum Ueberfluß hat sich auch eine Goethe'sche Strophe unter Herder's Gedichte verirrt, die Strophe aus der Claudine: „Liebe schwärmt auf allen Wegen“ u. s. w. Sie steht bei Herder I, 158.

*) Schiller nimmt Herder's Beiträge zum Musen-Almanach in Schutz gegen Körner's schroffes Urtheil. Brief vom 7. Januar 96.

**) Ja, selbst der entschiedene Irrthum war nicht immer zu vermeiden. Im zehnten Stücke der Horen von 1795 erschienen zwei Epigramme: Der rauschende Strom S. 67 und Leukothea's Binde S. 152. Humboldt schreibt an Schiller S. 298: „Die beiden kleinen Epigramme füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere.“ — Beide waren Herder's Eigenthum. Aber glaubt man nicht in der That, Schiller'sche Worte zu vernehmen, wenn man liest:

Verne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Als Humboldt eine Sendung von Gedichten, für den Musen-Almanach bestimmt, erhalten hatte, schrieb er (S. 141): „Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Drakel und das innere Olympia (— dasselbe welches auch von Schlegel ausgezeichnet wird —) nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem Charakter.“ — Und ebenso erkannte Humboldt mit Recht in Schiller's „Tanz“ eine Annäherung an die Kunstweise, eine Verwandtschaft mit den Lieblingsideen Herder's.

***) Wie Schiller's nächste Freunde hier nicht immer vor Irrthum sicher waren, so ließen sich auch die Nächsten Herder's durch den Schein der Aehnlichkeit täuschen. In den „Erinnerungen aus dem Leben Herder's“ wird 3, 147 der Gedichte Erwähnung gethan, die „gegen den Mißverstand und stolzen Egoismus vieler kritischen Philosophen“ gerichtet sind; dann heißt es: „Folgendes hat sich später noch gefunden“ — und welches Gedicht folgt nun? Kein anderes, als Schiller's wohlbekannter „philosophischer Egoist.“ — Ferner lesen wir 3, 186 die Anmerkung: „Einer seiner Grundsätze über die Wirkung auf die Menschheit drückt er im folgenden Gedichte aus (das in der Sammlung seiner Gedichte fehlt):“ — und dies in der

so erkennt man, besonders in den breiter ausgeführten Epigrammen, Herder's Hand an einer gewissen weiblichen Zartheit, die zuweilen in Schwäche ausartet; und überhaupt zeigt sich, sobald man nicht bei dem einzelnen Epigramm stehen bleibt, sondern eine größere Anzahl von diesen Producten beider Dichter zur Vergleichung herbeizieht, die Energie des künstlerischen Vermögens bei Schiller auch hier durchaus höher gesteigert. Selbst bei diesen kleinen Gebilden vermag Herder es nicht immer zu verhüten, daß der Umriss ins Ungewisse schwanke; die Linien sind manchmal gar zu leicht und dünn gezogen; die Gedanken springen oft nicht in der scharfen Bestimmtheit hervor, in welcher sie vor dem Geiste des Dichters gestanden, weil dieser den einzig treffenden, den wirklich erschöpfenden Ausdruck nicht gefunden hat*). Die Epigramme jedoch, die der Musen-Almanach brachte, gehören zu den erlesensten Erzeugnissen Herder'scher Dichtung. Reich ausgestattet mit Lebensfülle und Lebenswärme, gingen sie aus seinem Geiste hervor; wenn Friedrich Schlegel diese Eigenschaften an ihnen vermist und nur um dieses angeblichen Mangels willen diesen Gedichten den höchsten Rang vollkommener Meisterstücke absprach, so verdiente er, daß Schiller, zu seiner Verspottung, diesen Ausspruch reproducirte. —

In den beiden Xenien 302 und 303 hatte Schiller also dem jungen Kritiker vorgehalten, wie dieser über ihn selbst und über Herder geurtheilt. Aber in jener Recension des Musen-Almanachs war doch gewiß auch Goethe nicht leer ausgegangen. Stellt sich nicht ganz natürlich die Vermuthung ein, daß Schiller in dem nun folgenden Xenion einen Schlegel'schen Ausspruch über Goethe wiedergegeben? Man sehe das Distichon:

Sammlung fehlende Gedicht besteht aus Schiller's köstlichen Versen „An einen Weltverbesserer.“ — Beide Schiller'sche Gedichte sind zuerst gedruckt im neunten Stück der Horen von 1795. Wie kam es nun, daß sie in Herder's Handschrift unter dessen Papieren sich fanden? Auch dies läßt sich erklären. Wir wissen, daß Schiller im Sommer 1795 mehrere seiner, in so rascher Aufeinanderfolge entstandenen Dichtungen, insbesondere die für den Almanach bestimmten, vor dem Druck Herdern mittheilte. Auch den beiden oben erwähnten Gedichten war zuerst ein Platz im Almanach zugedacht (vergl. Schiller an Humboldt 7. Septbr. 95). Da Herder in ihnen seine theuersten Ueberzeugungen in einer ihm zusagenden Weise ausgedrückt fand, so behielt er sie in Abschrift zurück. Auf diese Art geriethen sie unter seine Papiere; auf diese Art wird es auch begreiflich, daß die Gedichte hier noch mit den Lesarten des ersten Druckes erscheinen, ohne die später vorgenommenen sehr glücklichen Verbesserungen. — Es kann uns wohl ein Rätheln entlocken, wenn wir wahrnehmen, wie uns die Gedichte des Mannes, dem Herder eine zu entschiedene Hinneigung zu den Grundsätzen der kritischen Philosophie vorwarf, hier als Herder'sche Protestationen gegen eben diese Grundsätze dargeboten werden. Auch der kurzschichtigste Beobachter mag an einem solchen Beispiel erkennen, wie Schiller's Genius von den Banden eines ausschließenden Systems sich beständig frei erhalten hat.

*) Wilhelm v. Humboldt spricht einmal über den Unterschied, der, ungeachtet aller Ähnlichkeit, dennoch zwischen den Herder'schen und Schiller'schen Epigrammen obwaltet; doch muß man erwägen, daß diese Aeußerung unmittelbar an Schiller selbst gerichtet ist. (Briefwechsel S. 177.)

Du nur bist der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Plattitüde nicht an, nur um natürlich zu sehn —

neben folgende Worte Schlegel's:

S. 358. Schiller und Goethe neben einander zu stellen, kann ebenso lehrreich wie unterhaltend sein, wenn man nicht blos nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes, auch in die andere Schale der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu sein, seinem bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. —

Auch dies Xenion ist nun nach Inhalt und Beziehung erklärt. Vor Allem behält Goethe, wie Friedrich Schlegel meint, die Art und Natur des Gegenstandes, den er sich einmal zur Darstellung gewählt hat, fest im Auge; er entfernt sich nie von der natürlichen Wahrheit der Dinge; und um dieser höchsten Pflicht des darstellenden Dichters treu zu bleiben, kommt es ihm nicht darauf an, seine Poesie, wenn es der Stoff zu verlangen scheint, selbst mit dem Unbedeutenden und Platten in Berührung zu bringen. Es gilt hier nicht zu erörtern, ob in diesem Urtheil ein Körnchen Wahres enthalten sei; wir müssen hier nur darauf sehen, wie gelegen dem Keniendichter dieser Ausspruch kam. Dieser Ausspruch brauchte nur um einen Ton verstärkt zu werden, und er war dem Dichter alsdann ein bequemes Mittel, um dieser neuen, so anspruchsvoll sich geberdenden Kritik zu beweisen, wie sehr es ihr an innerer Consistenz und Folgerichtigkeit mangle. Denn dieser selbe Dichter, dem hier ohne Scheu das Wort „trivial“ entgegengehalten wird, dieser selbe Dichter war ja, nach Schlegel's Ansicht, der Verkünder und Urheber einer neuen herrlichen Epoche der Kunstbildung; vornehmlich in seinen Werken sollte, nach eben dieser Ansicht, der deutschen Poesie die Verheißung einer großen, reichen Zukunft und die Gewähr edler Selbständigkeit gegeben sein. Hatte doch erst wenige Monate zuvor Friedrich Schlegel der deutschen Lesewelt einen Abschnitt aus seinem Werke über „die Griechen und Römer“ vorgelegt, der einer Schilderung des Goethe'schen Dichtercharakters gewidmet war, — einer Schilderung, in welcher die meisten der damaligen Leser nur den maßlosen Ausdruck einer parteiischen, ins Ueberschwängliche gesteigerten Bewunderung erblickten*). In der Meinung vieler war Friedrich Schlegel

*) Und doch klang auch in diesen prächtig tönenden Hymnus ein wohlberechneter Mifflaut hinein. Wir finden da die Worte: „So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgiltig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen.“ —

seitdem zum geschworenen, unbedingten Lobredner Goethe's gestempelt. Und nun wagte selbst dieser Lobredner, dieser Vertreter der neuesten Kritik, die offenbar die Tugend der Consequenz verachtete, sich so rücksichtslos an seinem erkorenen Lieblinge zu vergreifen!

(Die Griechen und Römer 1797) S. 79. Zahlreiche und umfangliche Documente setzen uns in den Stand, genau zu verfolgen, wie Friedrich Schlegel in den verschiedenen Perioden seiner Thätigkeit Goethe's Dichtung und den Dichter selbst ansah und beurtheilte. Stellt man diese Documente der Zeitfolge nach zusammen, so läßt sich an ihnen deutlicher, als an manchen anderen kritischen Arbeiten Schlegel's, der jedesmalige Standpunkt seiner — darf ich sagen? — Ueberzeugungen und die allmätige Umwandlung seiner Sinnes- und Anschauungsart nachweisen. Den Anfang macht die im Text erwähnte Schilderung des Goethe'schen Dichtercharakters; in der Mitte liegen die Aufsätze, die einen vorzüglichen Schmuck des Athenäums bilden, — die Charakteristik des Meisters (I, 2, 147), in welcher manche Leser der Ironie, die dort vorhanden sein soll, wohl vergeblich nachspüren, und der „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethe's früheren und späteren Werken“ (im Gespräch über die Poesie 3, 2, 170), ein für jene Zeit höchst bemerkenswerther Versuch, die Universalität des Goethe'schen Dichtergeistes, durch einen zusammenfassenden Ueberblick seines damals noch nicht abgeschlossenen künstlerischen Bildungsganges, aus dem verschiedenen Charakter seiner Werke darzuthun; — er möchte schon damals glücklicher ausgefallen sein, wenn nicht Friedrich, eben so wie sein Bruder — hierin sind einmal beide einstimmig — die geschichtliche Bedeutung und den künstlerischen Werth der Goethe'schen Jugendpoesie zu gering angeschlagen hätte. — Den Uebergang zu seiner spätern Welt- und Kunstanschauung bezeichnet sehr bestimmt die in den Heidelberger Jahrbüchern 1808 veröffentlichte geistreich sophistische, mit vollkommener Virtuosität geschriebene Recension, an welcher Schleiermacher sich so sehr ergötzte. (an Brinckmann 29. März 1808) und über welche Goethe selbst im Briefe an Reinhardt vom 22. Juni sich mit wohl abgemessenen Worten äußert. Wie dann in den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur das Bekenntniß über Goethe lauten mußte, das ließ sich nach der ganzen Tendenz dieses Unternehmens schon im voraus ziemlich genau bestimmen. —

(Schluß in nächster Nummer.)

Correspondenz aus Hamburg.

Hamburg, Anfang December.

Das Hamburgische Budget für 1870, welches vom Senat kürzlich der Bürgerschaft vorgelegt ist, schließt mit einem Deficit von 281,494 Mark ab. Wenn dasselbe nun auch aus den Ueberschüssen früherer Jahre gedeckt werden kann, so bleibt ein finanzieller Zustand, welcher ein früheres regelmäßiges Plus durch ein Minus ersetzt, immer unbefriedigend, und Niemand wird in Abrede stellen können, daß dies vor Allem den Mehrausgaben und Mindereinnahmen zuzuschreiben ist, welche der norddeutsche Bund uns gebracht hat; die ersteren bestehen in dem Aversum und dem höheren Militäretat, die letzteren vorläufig in dem an den Bund übergegangenen Wechselstempel, von welchem interimistisch den Einzelstaaten noch 36 Proc. verbleiben. Das Aversum ist